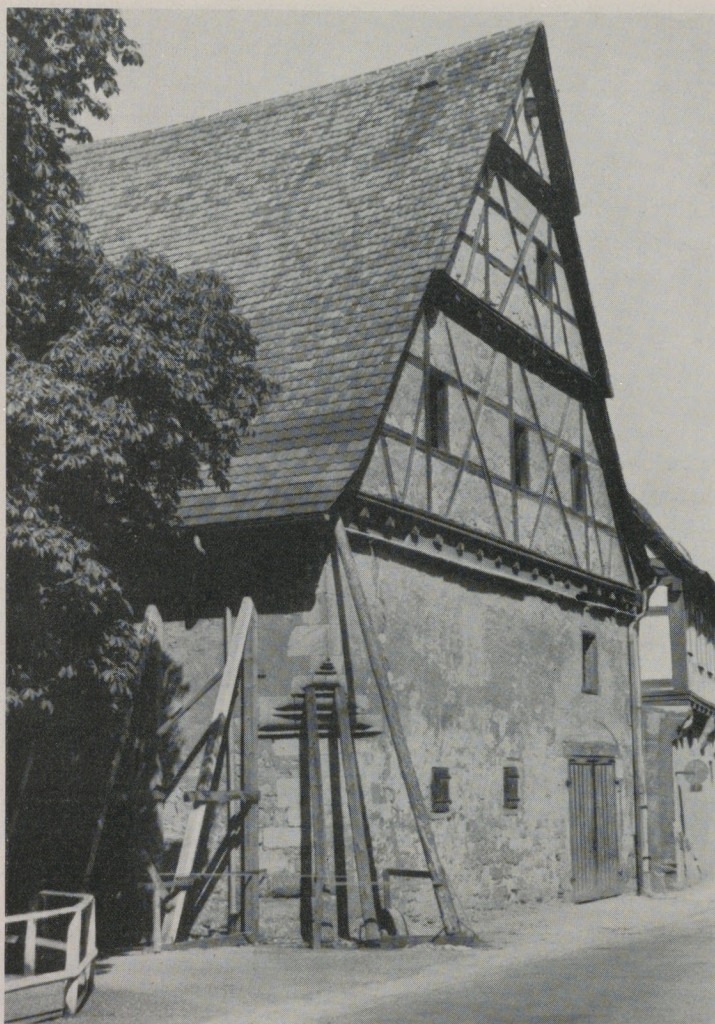




## Nur eine Scheuer?

*Von Peter Haag*

Die ehemalige herzogliche „Amts- und Festungsstadt“ Schorndorf ist nicht so reich an bedeutenden Bauten wie etwa Gmünd oder Eßlingen, die benachbarten einstigen Reichsstädte. Es fehlt die Vielzahl der Kirchen und Klöster, der Kranz stattlicher Bürgerbauten, der Schmuck der Türme und Tore. Andersartige Geschichte und so auch andere Wesensart ihrer Bürger haben zwei verschiedene Stadttypen in unserem Lande erstehen lassen. Der im Vergleich zu den Reichsstädten nüchtern-strengere Reiz unserer altwürttembergischen Städte, den es oft mehr zu suchen gilt, verdient aber gerade deshalb besondere Aufmerksamkeit und sorgliche Pflege.

Der flüchtige Betrachter des Schorndorfer Stadtbildes sieht zunächst nur die spätgotische Stadtkirche, das auf dem schönen Marktplatz im Kranz der Fachwerkhäuser stehende Rathaus des 18. Jahrhunderts und, wenn er etwas mehr sucht, noch das festungsartige Schloß Herzog Ulrichs an der Südostecke der ehemaligen Stadtumwallung. Leicht aber übersieht er den umfangreichen Gebäudekomplex des ehemaligen Heiliggeist-Hospitals. Es hat den Anschein, als ob selbst viele Schorndorfer ob der Vernachlässigung, die die Spitalgebäude zum Teil in den letzten Jahrzehnten erfahren haben, vergaßen, welcher Wert in der Gruppe und in dem Platz liegt, den sie umschlie-



ßen und welch große Bedeutung einst der Spital für die Stadt Schorndorf hatte.

J. C. Rösler, der beste Kenner Schorndorfs schrieb im vergangenen Jahr (NWZ Schorndorfer Nachrichten vom 8. April 1960):

„Nächst unserem Marktplatz gibt es im Schorndorfer Altstadtbild keine solch geschlossene Raum- und Platzanlage mehr wie sie der Spitalhof darstellt. – Aus der Stadtgeschichte Schorndorfs ist der Heilgeist-Hospital nicht wegzudenken. So wie einst die Stadt in der Geschichte der Grafschaft und des Herzogtums eine nicht unbedeutende Rolle spielte, unter den altwürttembergischen Städten nach Stuttgart, Tübingen und Urach an vierter Stelle kam, so ist dem Spital seit seiner etwa 1420 erfolgten Gründung eine im sozialen und wirtschaftlichen Leben der Stadt gleich bedeutsame Stellung zugekommen. – Der Spitalhof mit seinen über dreieinhalb und zweieinhalb Jahrhunderte alten Gebäuden stellt ein Herzstück dar für die Stadtgeschichte Schorndorfs.“

Diese Gebäude aus dem 16. bis 18. Jahrhundert sind: Der hohe Fachwerkbau des eigentlichen Spitalgebäudes an der Palmstraße; die Spitalscheuer von 1680, an deren Südseite einst dicht vorbei die Stadtmauer verlaufen sein muß, oder die vielleicht sogar auf der Stadtmauer stand; das Meiereigebäude an der Archivstraße mit dem hohen massiven Erdgeschoß und dem schönen Fachwerkstock darüber; das Bindhaus, und die nicht mehr vorhandene Pfisterei. Dieses stattliche Bild einer großen städtischen Wohltätigkeitseinrichtung mit bedeutendem landwirtschaftlichem Besitz wurde in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts noch ergänzt durch das noble Archivgebäude.

Trotz der nach Metern gemessen nicht großen Fläche des Innenhofes, den die Gebäude umschließen (der Vorhof beim Archiveingang mißt etwa  $10 \times 15$  m, der nach einer sicher gespannten Einschnürung zwischen Meierei und Spitalgebäude beginnende eigentliche Spitalhof, senkrecht zum Vorhof liegend, etwa  $20 \times 30$  m) wirkt dieser im ganzen doch erstaunlich geräumig. Seine und der umgebenden Gebäude wohlthuenden und menschlichen Proportionen schaffen einen Architekturraum von besonderer Qualität.

Dazu kommt die Bedeutung der Gebäude des Spitals, besonders der prächtigen Scheuer, im Stadtbild. Mit ihrem mächtigen Dach bildet sie ein notwendiges Zwischenglied zwischen Kirche und Rathaus einerseits und dem Schloß andererseits (vgl. Luftbild). Außerdem bildet die Spitalscheuer im südöstlichen Teil des Altstadttrands die notwendige Zäsur gegenüber der neueren maßstablosen Bebauung aus der Zeit der Jahrhundertwende.

Der bauliche Zustand aller Gebäude der Spitalgruppe ist trotz ihrer Vernachlässigung noch ein verhältnismäßig guter; nur die große Scheuer zeigte an ihrer nördlichen Wand und an der schön profilierten überkragenden Südostecke seit etwa 15 Jahren bedenklichere Risse. Das große Gewicht des mächtigen Dachstuhls war für diese Mauerteile wohl von jeher etwas zu schwer. Deshalb wurde seit Jahren von der Notwendigkeit des Abbruches der Spitalscheuer gesprochen. Die Stadtverwaltung glaubte seit etwa zwei Jahren eine akute Einsturzgefahr zu erkennen und wollte die hieraus sich ergebende Verantwortung nicht länger tragen. Die Spitalscheuer wurde deshalb im letzten Herbst, wie weiter unten noch im einzelnen zu berichten ist, abgebrochen.

Es wurde früher schon – und besonders in jüngster Vergangenheit – immer wieder die Anregung gegeben, sich doch vor einem überstürzten Abbruch zu überlegen, welchem neuen Zweck die geräumige Gebäudegruppe im ganzen und die Scheuer im besonderen zugeführt werden könnte. Durch seine ideale Lage bot sich der Spital an als das zukünftige Kulturzentrum einer schnell wachsenden Stadt. Es wurde vorgeschlagen, in die Spitalscheuer, um die es ja zunächst ging, in 5–10 Jahren nach dem Vorbild anderer Städte einen mittelgroßen Saal mit Platz für 4–500 Personen einzubauen, oder die Scheuer später für museale Zwecke auszubauen. Es wäre nicht notwendig gewesen, dieses Programm im einzelnen jetzt schon genau zu fixieren; wichtig wäre allein gewesen, zu erkennen, welche schönen Möglichkeiten für die Scheuer im einzelnen und für den Spitalkomplex im ganzen gegeben waren. Diese vorausschauende Planung hätte die Zerstörung der Scheuer verhindern können. Es hätte sich von selbst ergeben, dann die Scheuer für die nächsten zehn Jahre mit einem verhältnismäßig geringen Aufwand behelfsmäßig zu sichern. Selbstverständlich war jedem Einsichtigen klar, daß bei dem gegebenen baulichen Zustand, vor allem bei dem sehr schweren, komplizierten Dachstuhl, die Neuverwendung den teilweisen Neubau, einen leichteren Dachstuhl in der alten Form und einen ganz anderen modernen Ausbau notwendig gemacht hätte. Man hätte dabei die Hofseite weitgehend verglasen können, hätte aber im Interesse des Stadtbildes sich der notwendigen aber besonders reizvollen Aufgabe unterziehen müssen, den Umriss und die geschlossene Form des Gebäudes und das gegebene Zusammenspiel der alten Werkstoffe im Süden und Osten zu erhalten. Die Aufgabe hätte die Möglichkeit geboten, eine dem Charakter der Örtlichkeit entsprechende Gestaltung zu wählen, die den





Schorndorf von oben

Aufnahme Luftverkehr Strähle

Bau vorteilhaft abgehoben hätte von der heute landauf landab entstehenden Massenware.

Leider stellte die Stadt bei einem statischen Gutachten, das sie fertigen ließ, die Aufgabe so, daß für die Erhaltung der ungenützten Scheuer sofort sehr hohe Kosten entstanden wären. Deshalb lehnte der Gemeinderat die Durchführung der Maßnahme ab.

Der nochmalige Vorschlag, die Sicherung der Scheuer vorläufig nur behelfsmäßig in Holz für einige Jahre vorzunehmen, nur so lange, bis man sich über ihre zweckmäßige Wiederverwendung und die sich hieraus ergebenden sinnvollen Umbauarbeiten klar geworden wäre, fand wiederum keinen Anklang, obwohl die Kosten für diese Maßnahme höchstens die Hälfte der inzwischen entstandenen Abbruchkosten betragen hätten.

Der endgültige Beschluß zum Abbruch der Scheuer wurde gefaßt. Durch das Eingreifen des Denkmalamts sollte dann noch eine Kompromißlösung erreicht werden: die südliche und die östliche Mauer sollten stehenbleiben, um wenigstens den Hofraum nicht völlig aufzureißen, und um diese Teile wieder später

benützen zu können; der brauchbare Teil der alten Dachziegel sollte zur Wiederverwendung gelagert werden, und, wenn möglich, auch ein Teil des wundervollen eichenen Bauholzes.

Aber es kam alles ganz anders: Am 5. Oktober 1960 konnte die örtliche Presse triumphierend berichten: „bei der Hospitalscheuer fliegen die Fetzen“. So war es auch. Nach einem Tag schon bildeten etwa 12 000 mit Rechen vom Dach geschobene Dachplatten im Hof große Scherbenhaufen; ohne die Verbände des Dachstuhls sinnvoll zu lösen, um ihn richtig abbauen zu können, wurde eine Motorwinde angesetzt und alles zusammengerissen. Bei dieser rücksichtslosen Zerstörung wurden natürlich zwangsläufig die Mauern so stark in Mitleidenschaft gezogen, daß auch sie zusammenstürzten. Nach drei Tagen war die Hospitalscheuer nur noch ein einziger Trümmerhaufen. Große Stapel besten Eichenholzes wurden als Abfallholz verkauft, viele Fuhrn schöner Werksteine verschwanden spurlos in Feldwegen und Auffüllplätzen. Ein großes Loch gähnte, und der schöne Spitalhof war endgültig zerstört.



Aber ein „Bauplatz“ war gewonnen! Sofort kamen Vorschläge: ein „dem alten Stil angepaßtes Schulhaus“, eine Schwimmhalle, eine Markthalle, ohne Rücksicht auf die noch stehenden Gebäude.

Und die Lust am Abbrechen war offenbar geweckt. Wenige Tage später wurde erklärt, auch die benachbarte Meierei müsse abgebrochen werden. Aber glücklicherweise folgte dem ersten Verhängnis dieses zweite nicht nach. Die angeblich auch so baufällige Meierei steht heute noch und wird inzwischen für städtische Ämter ausgebaut.

Warum dieser Bericht? Es könnte gesagt werden, diese Angelegenheit habe nur örtliche Bedeutung: „leider“ sei eben ein reizvoller Platz und eine Gebäudegruppe von großer städtebaulicher Schönheit und Bedeutung zerstört worden, „leider“ sei es nun eben nicht mehr möglich, die Gebäudegruppe sinnvoll einem neuen Zweck zuzuführen.

Trotz, oder gerade wegen des Mißerfolges der wenigen, die sich in Schorndorf vergebens für die Erhaltung der Scheuer einsetzten, sollen alle sich verantwortlich Fühlenden wenigstens in anderen Städten unserer Heimat Verwaltungen und Gemeinderäten um so eindringlicher vor Augen halten, welche Verantwortung sie für die Erhaltung ihrer Stadtbilder tragen, und es muß ihnen gleichzeitig immer wieder

gesagt werden, daß die Erhaltung solcher Gebäude keine romantische Altertümelei ist, sondern eine echte kulturelle Aufgabe, die ein Gegengewicht gegen die allgemeine Verflachung, Vermassung und Nivellierung darstellt. Vor 80 Jahren wurden in Schorndorf wie in manchen anderen Städten die Stadtmauern und die Stadttürme niedergelegt, angeblich weil sie der Entwicklung der Stadt im Wege standen. Heute würde es niemand mehr einfallen, dies zu tun. Auch der Abbruch der Spitalscheuer wird niemandem Dank eintragen, auch er wird in Bälde als großer Verlust an baulicher und kultureller Substanz empfunden werden. Zum anderen muß immer wieder darauf hingewiesen werden, welche reizvolle Möglichkeiten der Ausbau solcher alten Gebäudegruppen für öffentliche Zwecke bietet, es gibt ja hierfür schöne Beispiele. Es entstehen dabei besonders glückliche Räume, die ihre lokale Besonderheit haben und die eine nicht zu unterschätzende Wirkung auf die Bürgerschaft ausüben können. Oft wird gegen die Erhaltung solcher Bauten mit phantastischen Baukosten argumentiert. Die Erfahrung lehrt aber doch, daß die aufwendige Art des Bauens, wie sie heute bei Neubauten üblich ist, eher teurer ist, als im Stadtbild wichtige alte Bauten wiederherzustellen, die sinnvoll einem neuen Zweck zugeführt werden können.

## Von der Leinweberei, besonders im Altschwäbischen

*Von Max Lohß*

Mit 12 Abbildungen, darunter 5 Aufnahmen vom Verfasser, 2 von Pfr. A. Leopold

Die Technik des Webens ging aus der des Flechtens hervor. Man hat geflochtene Zeuge in den neolithischen Pfahlbauten der Schweiz gefunden, die so tadellos ausgeführt waren, daß nur Fachleute sie von gewobenen unterscheiden konnten (Abb. 1). Auch die Sprache bewahrt die Erinnerung an das Verhältnis Flechten  $\times$  Weben; zur indogermanischen Wurzel *we* = weben gehört gotisch *gawidan*, althochdeutsch *wetan* = binden, schwäbisch *a(n)wä'e'de'* = einjochen, d. h. den Jochriemen um die Hörner der Rinder schlingen; dazu althochdeutsch *wat*, *gi-wati* = Kleidung und hierzu die alte Form = *Lein-wat* = Leinwand (S. H. 1960; 5. S. 175; Wortformen bei 6). Der Fortschritt vom Flechten zum Weben besteht darin, daß der Durchschuß nicht mehr von der Hand zwischen den einzelnen Kettenfäden durchgeführt, sondern eine Gruppe Kettenfäden gleich-

zeitig herausgehoben und so ein „Fach“ gebildet wird, durch das der Durchschuß leicht gleiten kann. Hierzu ist eine besondere Vorrichtung nötig: der Webstuhl. Vorgeschichtlich ist ein solcher nicht vollständig erhalten, nur einzelne Bestandteile aus Ton und anderen haltbaren Stoffen, namentlich Webstuhlgewichte, sogenannte Zettelstreckern, Spulen, Weberschiffchen aus Knochen (Abb. 2). Ferner stellte man im Pfahlbau von Robenhausen (bei Wetzikon am Pfäffikersee, Kanton Zürich) Teile vom Holzgerüst fest. Uns Baden-Württembergern sind ja die von Hans Reinerth (Urgeschichtliches Institut der Universität Tübingen) für die Pfahlbauten von Unteruhldingen rekonstruierten zwei senkrechten Webstühle wohl bekannt; der primitivere aus der Steinzeit um 2200 v. Chr. mit vielen Zettelstreckern und der schon wesentlich weiterentwickelte aus der Bronzezeit um